

15. Weltethos-Rede

Bernhard Schlink, Jurist und Schriftsteller

„Menschheit als Subjekt“

1.

In ihrem 1962 erschienenen autobiographischen Roman "The Golden Notebook" erzählt Doris Lessing von Anna Wulf, einer emanzipierten, intellektuellen, politisch bewussten Frau. Sie fürchtet den Atomkrieg und kämpft gegen atomare Bewaffnung und für atomare Abrüstung. Sie tut es mit großer Leidenschaft und großem Einsatz; der Grund ist ihre Angst um den Fortbestand der Menschheit. Ihre Angst und ihr Engagement sind ein ständiges Thema in ihrer Psychoanalyse. Bis die Analytikerin sie eines Tages fragt, was eigentlich so furchtbar wäre, wenn die Menschheit unterginge und die Evolution wieder von vorne begönne. Anna Wulf hat darauf keine rechte Antwort.

Das Buch wurde von der Kritik gerühmt, mit Preisen bedacht, und als Doris Lessing 2007 den Nobelpreis für Literatur bekam, wurde es eigens erwähnt. Es gilt als Klassiker des Feminismus, als den ich es in den 1970er Jahren auch gelesen habe – ich erinnere mich an die verwirrende, herausfordernde, erhellende Lektüre. Aber was sich bei mir festgesetzt hat, obwohl es gewiss nicht im Zentrum des Buchs steht, ist die Frage von Anna Wulfs Psychoanalytikerin. Was wäre so furchtbar, wenn die Menschheit unterginge?

Die Untergangsszenarien haben sich geändert. Die Wissenschaftler, die sich der Frage des Untergangs der Menschheit widmen, sehen ihn heute weniger durch einen Atomkrieg drohen als durch den Klimawandel und mehr noch durch versehentlich oder absichtlich ausgelöste Pandemien oder eine außer Rand und Band geratene Künstliche Intelligenz. Wie auch immer – der Untergang der Menschheit steht weiter bedrohlich am Horizont, und mit ihm die Frage, was daran eigentlich furchtbar wäre.

Die Zerstörungen und Verwüstungen, die mit dem Untergang der Menschheit einhergingen, wären unermesslich. Unermesslich wären auch die Qualen der Menschen, ob sie atomar verbrannt und verstrahlt, durch den Wandel des Klimas der Lebensgrundlage beraubt, von Pandemien dahingerafft, von Künstlichen Intelligenzen ins Verhängnis getrieben würden. Zum eigenen Leid käme der Schmerz hinzu, die anderen leiden zu sehen, zumal die geliebte Frau oder den geliebten Mann, die Kinder, die Enkel. Die Katastrophe, in der die Menschheit unterginge, wäre furchtbar, das weiß auch Anna Wulfs Psychoanalytikerin. Ihre Frage gilt nicht der Katastrophe, sondern dem Untergang, den die Katastrophe herbeiführt. Man mag

sich ihrer Frage verweigern, man mag die Katastrophe so furchtbar finden, dass man an den Untergang, den sie herbeiführt, keinen Gedanken mehr wenden möchte. Aber gerade die Herbeiführung des Untergangs zeichnet diese Katastrophe aus und lässt sie mehr sein als eine Steigerung der Qualen, die Menschen immer wieder erlitten haben, in Zeiten der Pest, bei Überschwemmungen, Erdbeben und Vulkanausbrüchen, in Hiroshima und Nagasaki. Man entgeht der Frage, was am Untergang der Menschheit furchtbar wäre, nicht.

Das naheliegende Argument, warum er nicht furchtbar wäre, entspricht dem Argument Epikurs, warum wir den Tod nicht zu fürchten haben. Solange wir da sind, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, sind wir es nicht mehr. Solange die Menschheit existiert, ist sie nicht untergegangen, und wenn sie untergegangen ist, existiert sie nicht mehr. Wie wir nach unserem Tod nicht daran leiden, dass wir nicht mehr leben, leidet die Menschheit nach ihrem Untergang nicht daran, dass sie nicht mehr existiert – und davor leben wir und existiert die Menschheit.

Aber wie Menschen den Tod trotz Epikurs Argument fürchten, finden sie trotz des logischen Befunds, dass Existenz und Nichtexistenz einander ausschließen, den Untergang der Menschheit furchtbar. Warum?

2.

Bleiben wir zunächst beim einzelnen Menschen und seinem Tod. Mancher fürchtet den Tod und meint das Sterben; die Furcht vor einem qualvollen Tod ist die Frucht vor den Qualen des Sterbens. Andere fürchten den Tod, weil sie nicht wissen, was danach kommt, und sich nicht darauf einstellen und nicht dagegen wappnen können, oder auch weil sie zu wissen meinen, was danach kommt, Gottes Gericht und Urteil, und dass ihnen droht, gerichtet und verurteilt zu werden. Aber die meisten fürchten den Tod, obwohl sie überzeugt sind, dass mit dem Tod alles aus ist, dass nach ihm nichts mehr kommt, nichts Unbekanntes und nichts Bekanntes.

Gilt ihre Furcht dem Zustand, tot zu sein, der Nichtexistenz? Schwerlich – wie es kein Unglück ist, vor der Geburt noch nicht existieren zu haben, ist es kein Unglück, nach dem Tod nicht mehr zu existieren. Niemand leidet unter seiner pränatalen oder posthumen Nichtexistenz, und während schlimme Zustände umso schlimmer sind, je länger sie andauern, ändert sich am Zustand, tot zu sein, mit seiner Fortdauer nichts.

Was der Tod gibt, der Zustand des Nichtexistierens, macht ihn nicht zu einem Übel. Wie steht es mit dem, was er nimmt? Er nimmt das Leben. Und, so argumentiert der amerikanische Philosoph Thomas Nagel, eine Person ist, wer sie ist, nicht nur in ihrer gegenwärtigen Existenz, sondern mit dem, was sie war, ihrer Geschichte, und dem, was sie noch werden kann, ihrer Zukunft. Ihr Leben ist nicht nur hier und jetzt, sondern reicht zurück und voraus. Es eröffnet Möglichkeiten. Der Person kann Schlechtes, ihr kann aber auch Gutes widerfahren und ein erfülltes, glückliches Leben gelingen. Es ist der Verlust der Möglichkeiten, der mit dem Verlust des Lebens den Tod zu einem Übel macht, das zurecht gefürchtet wird.

Nun fühlt, wen der Tod um seine Möglichkeiten gebracht hat, deren Verlust nicht. Aber, so Nagel, dass etwas für jemanden gut oder schlecht, ein Glück oder Unglück ist, hängt nicht davon ab, ob er es auch fühlt. Zum Leben eines Menschen gehöre vieles, was sich außerhalb seiner Wahrnehmung, sogar außerhalb seiner Wahrnehmungsfähigkeit und außerhalb seiner Lebensspanne abspielt. Hinterrücks verspottet, belogen und betrogen zu werden, nach dem Tod durch Verbreitung eines Gerüchts um das Ansehen oder vom unredlichen Testamentsvollstrecker um den Vollzug des letzten Willens gebracht zu werden, sei ein Unglück – trotz des Sprichworts "Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß". Nagel veranschaulicht seine Überlegung am Beispiel einer intelligenten Person, die durch eine Gehirnverletzung in den Geisteszustand eines zufriedenen Säuglings zurückfällt. Jedermann werde dies als schreckliches Unglück ansehen, nicht nur für die Nahestehenden oder auch die Gesellschaft, sondern vor allem für die Person selbst. Wir dächten daran, wer sie einmal war und wer sie heute sein könnte. Wir bedauerten sie, obwohl ein zufriedener Säugling nicht unglücklich sei – der Verlust für andere und für die Person selbst sei unabhängig von dem, was folgt, bei der debil gewordenen Person unabhängig vom nachfolgenden Zustand glücklicher Zufriedenheit, bei der gestorbenen Person unabhängig vom nachfolgenden Zustand des Nichtexistierens.

Überzeugt Nagels Argumentation? Ist der Rückfall in den Geisteszustand eines zufriedenen Säuglings tatsächlich ein schreckliches Unglück für die Person? Gewiss, die Person ist nicht, was sie früher war und was sie heute sein könnte. Aber Menschen verändern sich im Lauf des Lebens. Oft werden sie nicht, was sie werden könnten; der eine könnte in der Politik Karriere machen und Gutes wirken und will stattdessen seine Ruhe haben, und die andere, musikalisch hochbegabt, wählt statt der anstrengenden Karriere als Solistin das bequeme Leben der Orchestermusikerin. Wenn eine Person ihren Platz im Leben findet und glücklich ist – welches Gewicht haben dann noch die früheren, anderen, größeren Erwartungen, die sie selbst oder andere hatten?

Nicht dass Nagels Eindruck eines schrecklichen Unglücks falsch wäre. Dass die Person den Verstand verloren hat, ist ein Verlust für alle, die mit ihr zu tun hatten, vielleicht auch ein Verlust für die Wissenschaft oder die Kunst oder die Politik, es ist ein Grund zu Trauer. Der Verlust für die anderen ist der Verlust der Möglichkeiten, die die Person hatte, auf deren Verwirklichung sie selbst sich gefreut und deren Verlust sie selbst gefürchtet haben mag. Die Möglichkeiten der Person sind ihre Möglichkeiten mit anderen und für andere – was könnten sie ihrer Familie und ihren Freunden noch geben, was noch forschen und entdecken, noch schreiben oder malen, noch politisch durchsetzen. In die Erwartungen einer Person an sich sind die Erwartungen der anderen an sie verschlungen; was sie im Leben noch könnte ist, was sie sich noch zutraut und zumutet und was ihr noch zugetraut und zugemutet wird.

Nagel will den Tod als ein Übel für den erweisen, der stirbt. Was er erweist, ist dass der Tod zurecht als Übel gefürchtet werden kann, weil mit dem Verlust des Lebens der Verlust der Möglichkeiten eintritt, die die Zukunft bietet. Aber es sind die anderen, die den Verlust als Übel erleben. Sie erleben ihn je nach ihrer familiären oder freundschaftlichen Nähe zum Gestorbenen, je nach seiner Jugend oder seinem Alter, seinen vollbrachten Leistungen und offenstehenden Möglichkeiten als kleineren oder größeren Verlust, als kleineres oder größeres Übel, vielleicht als Tragödie, vielleicht als versöhnten Abschied. Sie beantworten die Frage, was es mit dem Tod als Verlust und Übel auf sich hat. Der Tote kann sie nicht beantworten. Er ist tot.

3.

Werden diese Einsichten über den Tod des Einzelnen auf den Untergang der Menschheit übertragen, ist der Befund klar: Ein Übel ist der Tod des Einzelnen, weil sein Leben und sein Tod in das Leben anderer verschlungen sind. Nach dem Untergang der Menschheit gibt es keine anderen mehr, in deren Leben der Untergang verschlungen sein könnte. So wäre denn der Untergang der Menschheit kein Übel und hätte Anna Wulfs Psychoanalytikerin recht?

Oder wo liegt der Fehler? Sind der Tod des Einzelnen und der Untergang der Menschheit etwas schlechthin Verschiedenes, lassen sich beide nicht vergleichen, und lassen sich Einsichten aus dem einen Zusammenhang nicht in den anderen übertragen? Was ist der Untergang der Menschheit? Ist er einfach der Tod aller Menschen und trifft wie der Tod einiger gegenüber dem Tod eines und der Tod vieler gegenüber dem Tod einiger eine größere Zahl? Ist sein Unterschied zum Tod des Einzelnen einer der Quantität oder einer der

Qualität? Schlägt die wachsende Quantität irgendwann in eine andere Qualität um, spätestens da, wo es nicht mehr um viele, sondern um alle Menschen geht?

Es ist eine moderne Frage. Von der Antike bis ins 19. Jahrhundert verstand sich, dass Menschheit nicht die Gesamtheit der Menschen, sondern die Bestimmung oder Bestimmtheit des Menschen meint. In dieser Bedeutung schloss der Begriff der Menschheit dreierlei ein: die Menschheit als Gemeinschaft, die Menschheit als Ideal tugendhaften Menschseins und die Menschheit als den historischen Prozess, in dem die Bestimmung oder Bestimmtheit des Menschen sich verwirklicht.

Jede dieser drei Begriffskomponenten hat sich im Lauf der Zeit gewandelt. Die Menschheit als Gemeinschaft war anfangs das sündenverfallene Menschengeschlecht als Gemeinschaft der Gläubigen, wurde nach den europäischen Entdeckungen zur Gemeinschaft aller Menschen zunächst unter Ausschluss, dann unter Einschluss der entdeckten "Barbaren" und "Wilden", gewann dann die Gestalt eines Organismus, in dem die Menschheit unter der Richtschnur des Naturrechts in Staaten geordnet zusammenlebt, und wurde schließlich zur Menschheit im Fortschritt, die sich vervollkommnet, vernünftiger und glücklicher wird, wobei die fortgeschritteneren den zurückgebliebenen Völkern helfen müssen. – Die Menschheit als Ideal tugendhaften Menschseins wird vom christlichen zum höfisch-aristokratischen und patrizisch-republikanischen Ideal richtigen Verhaltens und in Reaktion auf die konfessionellen Bürgerkriege zum Ideal einer überkonfessionellen, vernünftigen, freundlichen Mitmenschlichkeit, ehe sich auch hier der Glaube an den Fortschritt zur Geltung bringt und das Ideal tugendhaften Menschseins zum emanzipatorischen Ideal der Selbsterhaltung und Selbststeigerung, der Vervollkommnung durch Bildung, Leistung und Eigentum in Freiheit macht. – Die Menschheit als historischer Prozess ist, seit sie nicht mehr christlich als Heilsgeschichte verstanden wird, die Geschichte des sich selbst konstituierenden Menschen, der Würde und Rechte hat, sich bildet, seine Kultur schafft und seine Geschichte schreibt, eine Geschichte des Fortschritts, der als Ziel vorgegeben und als Pflicht aufgegeben ist.

Erst am Ausgang des 18. Jahrhunderts taucht neben diesem Begriff der Menschheit als Zielbegriff der Begriff der Menschheit als Kollektivbegriff auf, der einfach die Gesamtheit der Menschen meint; er wird bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts immer gebräuchlicher und verdrängt um die Wende zum 20. Jahrhundert den Zielbegriff. Noch für Hegel ist die Geschichte der Menschheit, die Weltgeschichte, eine Geschichte des Fortschritts im Bewusstsein der Freiheit und hat ihr Ziel; bei Marx hat sie ihr Ziel in der klassenlosen Gesellschaft, in der die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung

aller und diese eine Bedingung für jene ist; und selbst für Nietzsche, der ausdrücklich nicht die Menschheit, sondern den Übermenschen als Ziel setzt, bleibt die Menschheit mehr als ein bloßes Kollektiv, sie ist das Material, das Mittel zum Ziel.

Dass diese wenigen Sätze den vielen Gestalten, in denen der Begriff der Menschheit als Zielbegriff in der Geschichte begegnet, nicht gerecht werden, liegt auf der Hand. Aber es geht hier nicht um die vielen Gestalten, sondern darum, dass die Frage von Anna Wulfs Psychoanalytikerin lange keine Frage war. Unter einem Begriff der Menschheit als Zielbegriff ist der Untergang der Menschheit nicht einfach deren Ende, sondern bricht einen Prozess ab, der seine Logik, seinen Sinn, sein Ziel hat. Dass danach niemand mehr da ist, der den Abbruch beklagen kann, ist nicht wichtig. Der Abbruch ist ein Übel, weil er die Menschheit nicht zu dem Ziel kommen lässt, zu dem zu kommen ihr bestimmt ist. Er bringt sie nicht nur um irgendwelche Möglichkeiten, an denen sie sich freuen, unter denen sie leiden und die sie besser oder schlechter verwirklichen mag, sondern um ihre Bestimmung. Sie wird nicht, was sie werden kann und werden soll.

Was sie objektiv werden kann und werden soll – es geht nicht um die subjektiven Hoffnungen, die Menschen für die Zukunft haben und die, weil alle Menschen sie haben, zu Hoffnungen der Menschheit als Kollektiv addiert werden mögen. Die Hoffnungen für die Zukunft machen wie die Furcht des Einzelnen vor seinem Tod auch die Furcht der Menschheit vor ihrem Untergang verständlich. Aber wie sie den Tod, ist er erst einmal eingetreten, für den Einzelnen nicht zum Übel machen, machen sie auch den Untergang der Menschheit, ist er erst einmal eingetreten, nicht zum Übel für die Menschheit.

4.

Der amerikanische Philosoph Samuel Scheffler will nicht nur die Furcht, sondern das Gesamt der Gefühle in den Blick nehmen, die das Wissen um den künftigen Untergang auslöst. Er meint, wenn wir wüssten, dass die Welt in hundert Jahren durch eine Supernova zerstört würde, würde unser heutiges Leben seinen Sinn verlieren. Die Werte, für die wir uns einsetzen, die Pläne, die wir entwerfen und verfolgen, unsere langfristigen zielgerichteten Vorhaben, von wissenschaftlicher Forschung über künstlerische Projekte bis zum Kampf gegen Armut und für Gerechtigkeit, würden ihre Bedeutung verlieren. Gewiss, wir könnten uns weiter an Liebe und Freundschaft, Spielen und sinnlichen Genüssen freuen. Aber davon lebten wir nicht. Wir lebten in dem Wissen, dass unser Leben in den Fluss der Generationen gebettet sei, und ohne dieses Wissen hätte es keinen Wert. Wir würden depressiv werden.

Überzeugt das? Statt depressiv könnten die Menschen auch gläubig werden oder bewusster im Hier und Jetzt leben, mit anderen und mit sich selbst, oder auf dem Vulkan tanzen. Sie könnten forschen, wie Zeugnisse der Menschheit ins All geschickt und im All bewahrt werden können. Sie könnten angesichts des bevorstehenden gemeinsamen Untergangs eine Solidarität entwickeln, die immerhin zum Ende hin für mehr Gerechtigkeit und weniger Armut sorgt. Aber selbst wenn es stimmen sollte, dass das Wissen um den Untergang in hundert Jahren die Menschen depressiv macht – wie steht es mit dem Untergang in zwei-, drei- oder fünfhundert Jahren? Dass die Welt irgendwann auf jeden Fall untergehen wird, macht niemanden depressiv. Der Untergang muss vorstellbar bevorstehen, und je näher er rückt, desto mehr tut er das und desto emotionaler reagieren Menschen. Damit ist aber nicht begründet, warum er, wenn er eingetreten ist, ein Übel ist.

Ein anderer Ansatz, ihn als Übel zu erweisen, argumentiert utilitaristisch. Menschheit seien nicht nur die gegenwärtig, sondern auch die künftig lebenden Menschen. Der Untergang würde die künftig lebenden Menschen mit ihrer Existenz ihres Glücks berauben. Er sei ein Übel und zwar ein moralisches Übel. Denn wir hätten die moralische Pflicht, möglichst vielen Menschen, den künftig nicht anders als den gegenwärtig lebenden, Glück zu ermöglichen. Die Pflicht würden wir verletzen, wenn wir die den Untergang herbeiführende Katastrophe geschehen ließen, die durch nukleare Kriege, Klimawandel, Pandemien und Künstliche Intelligenz drohe; wir müssten alles in unserer Macht stehende tun, um die Katastrophe zu verhindern.

Aber dieses utilitaristische Kalkül geht nicht auf. Alles in unserer Macht stehende tun, um die Katastrophe zu verhindern, verlangt von uns, Verzicht zu üben und Opfer zu bringen. Warum sollen wir gegenwärtig Verzicht üben und Opfer bringen, damit künftig Menschen glücklich sind? Weil Glück Glück ist und das Glück der künftig lebenden Menschen nicht weniger zählt als das der gegenwärtig lebenden? Wenn das stimmte und wenn die Existenz und das Glück der künftig lebenden Menschen davon abhingen, dass die gegenwärtig lebenden Verzicht übten und Opfer brächten, gäbe es für den Verzicht und die Opfer keine Grenze. Für die Existenz und das Glück zahlloser Generationen wäre der gegenwärtig lebenden alles zuzumuten, kein Verzicht wäre zu schwer, kein Opfer zu groß. Wie immer Utilitarismus zu kritisieren und zu verteidigen sein mag – er funktioniert jedenfalls dann nicht, wenn er gegen die Lebenden zahllos viele Menschen ins Spiel bringt, die nicht leben, vielleicht leben, vielleicht aber auch nicht leben werden. Vom größten Glück der größten Zahl lässt sich nur reden, wenn sich das Glück der glücklichen und das Unglück der unglücklichen Menschen innerhalb einiger Generationen einigermaßen abschätzen und miteinander verrechnen lassen.

Der australische Philosoph Toby Ord, der das utilitaristische Kalkül zuletzt aufgemacht hat, lässt es bei ihm denn auch nicht bewenden. Er sieht die künftig lebenden Menschen nicht nur ihr Glück gegen das Glück der gegenwärtig lebenden einfordern. Er sieht sie mit der Fähigkeit und dem Willen zum Fortschritt begabt und erwartet, dass sie sich neue Weisen des Denkens, Erfahrens und Verstehens aneignen, die Welt besser, gerechter und freundlicher machen und im Weltraum zu neuen Galaxien und Lebensräumen vorstoßen. Dies sei ihre Verantwortung, und es sei die Verantwortung der Menschheit für die Geschichte des Universums.

Er stellt sich nicht in die skizzierte Tradition, die den Begriff der Menschheit als Zielbegriff versteht. Aber mit anderen, ähnlich argumentierenden Wissenschaftlern steht er in ihr. Schon indem er die künftig lebenden Menschen ins utilitaristische Kalkül einstellt, geht er über den Kollektivbegriff der Menschheit hinaus, der immer die Gesamtheit der auf der Erde lebenden Menschen meinte. Unter Einschluss der künftig lebenden Menschen, ihres Rechts auf Glück und ihrer Fähigkeit und ihres Willens zum Fortschritt, lädt er den Begriff der Menschheit teleologisch auf. Er macht ihn zum Zielbegriff und besiegelt dies mit der Anerkennung der Verantwortung der Menschheit für die Geschichte des Universums.

5.

Es geht nicht ohne Zielbegriff, wenn nicht nur die Katastrophe, in der die Menschheit untergeht, für die Menschen, die sie erwarten oder erleben, ein furchtbares Leid, sondern wenn der Zustand, in dem die Menschheit nicht mehr ist, ein Übel sein soll. Ein Übel ist er nur, wenn die Menschheit eine Bestimmung hat, die so weit reicht, wie die Menschheit nicht nur existiert, sondern existieren kann, und deren Erreichung mit dem Untergang der Menschheit unmöglich gemacht wird. Ohne Bestimmung werden mit dem Untergang der Menschheit zwar Möglichkeiten nicht verwirklicht, die die Menschheit in der Zukunft hätte. Aber es gibt niemanden, der die Verwirklichung der Möglichkeiten verpassen würde. Hat die Menschheit eine Bestimmung, wird diese verpasst.

Ich muss nicht weit ausholen, um das Problem aufzuzeigen, das sich hier auftut. Nicht zufällig ist der Zielbegriff der Menschheit im 19. Jahrhundert dem Kollektivbegriff gewichen und hat der Glaube an den Fortschritt im 20. Jahrhundert seine Leuchtkraft verloren. Zwei Weltkriege, die mörderischen Regime Hitlers, Stalins, Maos und Pol Pots, die über Hiroshima und Nagasaki abgeworfenen Atombomben, der Kalte Krieg am Rand eines Atomkriegs, der sich beschleunigende Klimawandel, die anderen drohenden Katastrophen – nach alledem sieht die Zukunft düster aus, und Literatur, Theater und Film entwerfen keine Utopien,

sondern Dystopien. Wir glauben nicht mehr an den Fortschritt. Zwar können wir im Rückblick sehen, dass wir, ohne dass wir uns dessen bewusst gewesen wären, eine Zeit lang noch mal durchaus an den Fortschritt geglaubt haben. Nach dem Ende des Kalten Krieges schien alles besser zu werden: Deutschland wurde vereinigt, Europa wurde größer und einiger, die Welt wuchs zusammen, viele Länder waren auf dem Weg zu Demokratie, Freiheit und Rechtsstaatlichkeit, die Not in der Dritten Welt nahm ab, überall wurde abgerüstet. Die Vorstellung, dass es so weitergehen werde, war ein Fortschrittsglaube; sie war allerdings so verbreitet, so selbstverständlich, dass sie nicht als solcher wahrgenommen wurde. Heute hat sie sich erledigt; wir wissen, dass wir nicht nur nicht erwarten können, es werde in der Welt besser und besser werden, sondern dass wir gewärtigen müssen, dass es schlechter wird.

Auch dass die Menschheit eine Bestimmung habe, liegt heute fern. In vielen gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen, besonders in denen um Rassismus, Kolonialismus und Sexismus, wird für die eigene Identität gegen die als Vereinnahmung empfundene Betonung oder nur schon Feststellung dessen, was Menschen verbindet, was ihnen gemeinsam ist und ihre Gleichheit begründet, gestritten. Es geht dem Identitarismus um Sicherung der eigenen politischen Stimme, des eigenen kulturellen Raums, des eigenen Narrativs, der eigenen Wahrheit. In der Moral- und politischen Philosophie steht Universalismus unter dem Vorwurf, außereuropäische und -amerikanische Vorstellungen vom Ort des Individuums in der Gesellschaft, seinen Rechten und Pflichten, den Rollen von Mann und Frau, der Funktion des Rechts und der Legitimation von Herrschaft nicht als das anzuerkennen, was sie seien: gleichwertige Alternativen, aus anderen, aber gleichwertigen Verständnissen der Welt und des Menschen entstanden und in anderen, aber gleichwertigen Traditionen verdichtet. Universalismus missverstehe und unterdrücke sie als zurückgeblieben, diskriminierend, unaufgeklärt und praktiziere damit einen philosophischen Kolonialismus. Der Identitarismus kennt keine Bestimmung der Menschheit, sondern Bestimmungen des eigenen Geschlechts, der eigenen Gruppe, Rasse, Religion, Tradition. Schon der Begriff der Menschheit ist dem Identitarismus verdächtig; indem er die Zugehörigkeit des Menschen zur Menschheit allen seinen besonderen Identitäten vorordne, sei er ein universalistischer Begriff.

Eine Bestimmung der Menschheit, die vorgegeben wäre und nur wahrgenommen und anerkannt werden müsste, die von vielen auch schon wahrgenommen und anerkannt wäre, gibt es nicht. Es steht um die Menschheit nicht anders als um den Menschen, für den in unserer nachreligiösen Welt auch keine Bestimmung mehr auszumachen ist. Er ist nicht bestimmt, er muss sich bestimmen. Und er kann sich bestimmen. Der Mensch ist Subjekt, denk-, entscheidungs- und handlungsfähig, frei, indem er macht, wozu er sich selbst

bestimmt, indem er unter dem Gesetz lebt, das er sich selbst gibt. Selbstbestimmung und Subjektqualität sind voneinander nicht zu trennen. Kann die Menschheit, was der Mensch kann? Ist sie Subjekt, kann sie sich selbst bestimmen?

Ord fordert sie auf, Subjekt mit der Fähigkeit zur Selbstbestimmung zu werden. Wenn er den künftig lebenden Menschen die Fähigkeit und den Willen zum Fortschritt zuspricht, ist dies nicht die Erhebung eines Befunds, sondern eine Aufforderung. Die Verantwortung für die Geschichte des Universums ist nichts Empirisches, sondern etwas Normatives, nichts, was den Menschen einfach eignet, sondern was Ord ihnen als Auftrag und Verpflichtung zuweist.

Das macht noch keine Bestimmung. Ord und die anderen Wissenschaftler, die über die Katastrophen, die der Menschheit drohen, und deren Untergang forschen und ähnlich wie er denken, fordern nur dazu auf und können auch nur dazu auffordern, dass die Menschheit sich zu einem Fortschritt bestimmt, der die Welt besser macht. Immerhin stehen sie damit in einer längeren Tradition. Einladungen an die Menschheit, sich als Subjekt zu behaupten und zum

Fortschritt zu bestimmen, der die Welt besser macht, gibt es, seit der Fortschritt nicht mehr als selbstläufiger, selbstverständlicher Prozess erscheint, zumal wenn damit die Erfahrung eines Rückschritts einhergeht. Die internationalen Friedensbewegungen und Friedenskonferenzen, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts begannen, waren solche Einladungen. Versuche, die Menschheit als Subjekt denk-, entscheidungs- und handlungsfähig zu machen, waren die Gründung des Völkerbunds nach den Verheerungen des Ersten Weltkriegs und die Gründung der Vereinten Nationen nach denen des Zweiten. Heute laden interreligiöse und interkulturelle Gespräche und Organisationen und Bewegungen wie Amnesty International, Greenpeace, Médecins sans Frontières und Fridays for Future die Menschen ein, die Welt gemeinsam besser, gerechter und freundlicher zu machen. Auch das Projekt Weltethos ist eine solche Einladung.

Wenn dabei Menschheit gedacht wird, dann nicht im Sinn des alten Zielbegriffs. Die Menschheit wird nicht auf einem vorgegebenen Weg zu einem vorgegebenen Ziel gesehen. Aber sie wird auch nicht im Sinn des bloßen Kollektivbegriffs gedacht. Sie wird für fähig gehalten, die Welt besser, gerechter und freundlicher zu machen, nicht nur für die Gegenwart, sondern für die Zukunft, nicht nur für heutige, sondern für künftige Generationen, und sie wird eingeladen und aufgefordert, sich an diese Fortschrittsarbeit zu machen. Der neue Zielbegriff der Menschheit kennt das Ziel. Aber dessen bestimmende Kraft ist nichts Vorgegebenes. Für sie muss geworben und um sie muss gerungen werden, in

Gesellschaft und Politik, und so sympathisch Bewegungen sind, die unorganisiert entstehen und unorganisiert wachsen, müssen sie sich der Mühe des Organisierens stellen und in Organisationen finden, sollen sie nicht so unorganisiert vergehen, wie sie entstanden sind.

Je mehr es der Menschheit gelingt, Subjekt zu werden und sich zum Fortschritt zu bestimmen, der die Welt besser, gerechter und freundlicher macht, desto eher kann der Zustand, in dem die Menschheit nicht mehr ist, als ein Übel ausgemacht werden, mit dem die Menschheit ihre Bestimmung verpasst.

6.

In der Sache, das heißt ohne die erwähnten zeitgenössischen philosophischen Stimmen, hätten Anna Wulf und ihre Psychoanalytikerin alles dies schon 1962 erörtern können. Sie hätten über den Untergang der Menschheit durch einen Atomkrieg gesprochen, während wir heute, obwohl nach dem Urteil der Wissenschaft Pandemien und Künstliche Intelligenz gefährlicher sind, über den Klimawandel und die Klimakatastrophe sprechen. Sie wären sich leicht einig geworden, dass der Untergang der Menschheit denen, die ihn zu erleben oder auch nur zu erwarten hätten, unermessliches Leid brächte. Sie hätten sich aber damals nicht anders als heute darauf verständigt, dass darum der Zustand, in dem es die Menschheit nicht mehr gibt, noch kein Übel ist, dass es dazu mehr braucht. Hat sich seit 1962 nichts geändert?

Wir leben heute wie damals im Anthropozän. Ein Untergang durch eine Klimakatastrophe heute wäre so anthropogen wie ein Untergang durch einen Atomkrieg damals. Aber der Wandel des Klimas, der in eine Katastrophe umschlagen könnte, kommt Schritt um Schritt und ist auch Schritt um Schritt beeinflussbar. Er kommt, wenn die Menschen nichts tun. Ein Atomkrieg kommt nur, wenn Menschen etwas tun. Seit ein weltzerstörerisches Arsenal von Atomwaffen existiert, löst der gut oder schlecht gemeinte oder versehentliche Knopfdruck eines Menschen die Katastrophe aus.

Beim Wandel des Klimas muss die Menschheit handeln, nicht nur die Großmächte, die über Atomwaffen verfügen. Der Abschluss von Verträgen und einmalige Aktionen wie ein Produktionsverbot für Atomwaffen oder eine Vernichtung vorhandener Atomwaffen genügen nicht. Zwar sind auch beim Wandel des Klimas Verträge nötig, und im Pariser Abkommen haben die Staaten ihren Bemühungen, den Klimawandel aufzuhalten, eine vertragliche Grundlage gegeben, das Ziel bestimmt und den Vertragsstaaten und der Europäischen Union aufgegeben, die Maßnahmen zur Zielerreichung festzulegen. Aber was

folgen muss, sind nicht einmalige Aktionen, sondern ein neuer Alltag, in dem Pflichten auferlegt und Freiheiten eingeschränkt und Lebensweisen verändert werden. Da müssen nicht nur Großmächte mitmachen, sondern alle Staaten, alle Institutionen, alle Menschen, die ganze Menschheit.

Und sie machen mit. Die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zum Klimaschutz vom 24. März 2021 ist ein Beleg dafür. In ihr sieht das Bundesverfassungsgericht den Gesetzgeber in der Pflicht, nicht nur der gegenwärtigen Generation, sondern auch künftigen Generationen die natürlichen Lebensgrundlagen zu erhalten. Das stellt ihm die Aufgabe des Klimaschutzes und der Herstellung von Klimaneutralität; es ist eine intertemporale Aufgabe, deren Bewältigung den Menschen gegenwärtig und künftig Verzicht, auch Verzicht auf den Gebrauch von Freiheiten abverlangt. Der Verzicht muss verhältnismäßig verteilt werden; die gegenwärtige Generation darf sich nicht so schonen, dass künftige Generationen die Aufgabe nur noch um den Preis radikaler eigener Enthaltensamkeit bewältigen kann. Dabei ist der Zeithorizont des Bundesverfassungsgerichts kein Vorgriff auf eine ferne Zukunft; er beträgt dreißig bis achtzig Jahre, in ihm leben Menschen, die schon geboren sind.

Das mit mehreren Verfassungsbeschwerden angegriffene Klimaschutzgesetz erwies sich an diesem Maßstab als unverhältnismäßig. Deutschland steht bis 2050 ein CO₂-Budget zu, das sich in zu verbrauchende Emissionsmengen umrechnen lässt. Das Klimaschutzgesetz hatte die bis 2030 zu verbrauchenden Emissionsmengen zu großzügig bemessen und nicht auf den Verbrauch in den Jahren 2030 bis 2050 abgestimmt. Der schnelle Verbrauch bis 2030 verschiebt und verknappt die Zeitspanne, in der technische und soziale Entwicklungen die heute umfassend mit CO₂-Emissionen verbundene Lebensweise auf eine klimaneutrale Lebensweise freiheitsschonend umstellen können. Je weniger Zeit für die Umstellung zur Verfügung steht, desto schärfer und tiefer schneiden die erforderlichen Maßnahmen in die Freiheiten der Menschen ein; was bis 2030 versäumt wird, wird den Menschen der Jahre 2030 bis 2050 aufgebürdet. Damit hat die bis 2030 zugelassene Emissionsmenge eine, wie das Bundesverfassungsgericht formuliert, "unausweichliche, eingriffsähnliche Vorwirkung auf die nach 2030 bleibenden Möglichkeiten, von den grundrechtlich geschützten Freiheiten tatsächlich Gebrauch zu machen".

Bei der Aufhaltung des Klimawandels gibt es Misserfolge über Misserfolge, Verweigerungen und Verzögerungen dessen, was getan werden müsste, Enttäuschungen, Fehl- und Rückschläge. Die Erfolge sind selten und dürftig, und eine Entscheidung des deutschen Bundesverfassungsgerichts ist nur ein kleiner Beitrag zur Bewältigung der Aufgabe, die der Menschheit gestellt ist und nur von ihr bewältigt werden kann. Aber Gerichte sind eher der

Vergangenheit und Gegenwart verpflichtet als der Zukunft, sie bewahren eher, was ist, als dass sie für den Fortschritt eintreten, und dass das Bundesverfassungsgericht als höchstes Gericht eines Lands darüber hinausgeht und die gegenwärtig lebenden Menschen dazu bestimmt, den Klimawandel im Interesse der künftig lebenden aufzuhalten, gibt seinem Betrag Gewicht. Er ist einer der vielen kleinen Schritte, die die Menschheit machen muss, wenn sie sich zum Fortschritt bestimmen und Subjekt werden will.

7.

Ich komme zum Schluss. Lassen Sie mich zunächst für die Einladung zu diesem Vortrag danken. Die Frage von Anna Wulfs Psychoanalytikerin hat mich begleitet, seit ich "The Golden Notebook" gelesen habe, ohne dass ich mich an den Versuch gemacht hätte, die Antwort auf die Frage zu finden. Nicht nur stand immer anderes an. Ich hatte auch Scheu vor der Frage – und vor der Antwort, der verneinenden Antwort und dem, was mit ihr für die Welt aus den Fugen geraten könnte. Der Einladung zu diesem Vortrag, an diesem Ort, in diesem Geist verdanke ich, dass ich die Antwort versucht habe. Ich wüsste gerne, was Hans Küng zu ihr meint. Ich habe ihn aus meiner Kindheit in lebendiger Erinnerung; mein Vater, Professor für systematische und ökumenische Theologie in Heidelberg, brachte fast zu jedem Mittagessen Gäste nach Hause, unter ihnen immer wieder Hans Küng. Ihn mochten meine Mutter und wir Kinder besonders. Er redete nicht nur mit meinem Vater, sondern mit der Familie, zeigte sich interessiert an dem, was meine Mutter und wir Kinder zu berichten und besprechen hatten, und überdies war meine Mutter Schweizerin, und Schweizer und Schweizerinnen haben ihre Weise, einander zu verstehen. Wenn ich ihn später gelesen habe, hatte ich immer sein gutes, kluges, wohlwollendes, humorvolles Gesicht vor Augen. Ich hatte mich, als mich die Einladung zu diesem Vortrag erreichte, darauf gefreut, zu ihm sprechen zu können, hier in der ersten Reihe.

Das Ende der Menschheit ist, so habe ich zu zeigen versucht, bei aller Furchtbarkeit, allen Zerstörungen und Verletzungen, allem Schmerz und Leid, das es als Geschehen brächte, als Zustand, in dem es keine Menschen mehr gibt, ein Übel nur dann, wenn die Menschheit eine Bestimmung hat, der sie, solange sie existieren kann, gerecht werden muss. Eine der Menschheit verbindlich vorgegebene Bestimmung gibt es nicht. Die Menschheit muss sich selbst bestimmen. Dazu wird sie auch immer wieder eingeladen und aufgefordert, daran versucht sie sich auch immer wieder. Auch Hans Küngs Aufforderung, sich über alle religiösen, kulturellen und nationalen Grenzen hinweg grundlegender gemeinsamer Werte zu vergewissern und für ein friedliches und respektvolles Miteinander einzutreten, ist ein solcher Appell an die Menschheit. Die Einladungen und Aufforderungen reichen nicht, damit

die Menschheit sich zur Fortschrittsarbeit für eine bessere, gerechtere und freundlichere Welt bestimmt. Aber sie erinnern die Menschheit daran, dass es an ihr und allein an ihr liegt, in welche Zukunft ihr Weg führt, und immerhin lässt sich die Menschheit daran erinnern. Und der Klimawandel fordert sie als Subjekt wie keine drohende Katastrophe davor; nur gemeinsam handelnd, nur als Menschheit können die Menschen den drohenden Klimakatastrophen begegnen und entgehen. Indem die Menschheit sich der Forderung stellt und zum gemeinsamen Handeln bestimmt, macht sie einen Schritt auf dem Weg, Subjekt zu werden.

Ich hätte vor der Frage, ob es furchtbar wäre, wenn die Menschheit unterginge, keine Scheu haben müssen. Mit der Antwort gerät nichts aus den Fugen. Sie bestätigt nur, dass die Menschheit selbst ihr Schicksal bestimmt.